

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

20]

Roman von M. E. de l'le Grazie.

„Damentwahl!“ zuckte es durch den blonden Kopf Lottens. Nun würde sie sehen! Und da stand er ja plötzlich in ihrer nächsten Nähe! Ob es Zufall war? Gleichviel! Mit zwei Schritten nahm sie den Raum, der sie von ihm trennte und — warb um ihn! Um den Knecht, der sie bisher übersehen.

Sein Blick sank in den ihren, die roten Lippen schürzten sich — ein Zug unerkennbarer Genugtuung gab ihm einen Ausdruck von Ueberlegenheit, für den sie ihn am liebsten gepeitscht hätte! Mit derselben schlanken Gerte, mit der sie rechts und links von ihrem Weg immer die Blätter von den Bäumen hieb, wenn er so stumm und respektvoll hinter ihr her ritt. Als er aber den Arm um ihre Hüften legte, die Wärme seines Körpers in ihre Pulse hinüberschlug, die Hand, die sie führte, wie mit ehernem Griff ihr Gelenk umspannte, sein Mund dem ihren entgegenlächelte mit einer Gier, die sie nahm und doch auch wieder wegwarf — den ganzen Mann fühlte sie. Und ob sie sich auch tausendmal sagte: „Es ist bloß mein Reitknecht!“ — es war der Mann, den sie brauchte!

Verachten hätte sie sich mögen für die Blicke, die sie ihm gab, die Blicke, die sie duldete — die brutale Entschleierung ihrer Wüste, die sein Blick suchte, wie früher das Nieder der Stallmagd. Genau so viel war sie ihm, nicht mehr! Sie spürte es und er ließ es sie spüren . . .

Aber . . .

Und sie beugte das Haupt zurück, gab ihm den liliweißen Hals preis und die halbentblößte Brust, das Gepöck ihrer Adern, die unter seinem Blick schwellen und glühten, wie er es wollte. Ihre Schleppe ließ sie fallen und er stampfte darüber hinweg, im rasenden Galopp der „Polka schnell“. Sein Atem hüllte sie ein wie eine Wolke, und hinter dieser Wolke gab sie sich hin. Weinen und schreien hätte sie mögen vor Scham und Qual, aber — ihre Seele hatte keine Schleier mehr.

Sie beugte das Haupt weit zurück, schloß die Augen. Er preßte sie förmlich an sich — sie und ihre hochgehende Brust. Und zwischen ihm und ihr fielen leise, leise die Blüten des Apfelzweiges nieder, der sich um ihre Schläfen wand, fielen auf ihre nackte Brust, auf seine, wie lechzend geöffneten Lippen — kühlten und peitschten doch auch zugleich das Blut auf mit einem Kiesel, der von Muskel zu Muskel sprang.

Da verstummte die Musik, sein Arm gab sie frei. Als sie ihn mit einem erlöschenden Blick ansah, stand er unbewegt vor ihr und reichte ihr den entblättern Kranz, der aus den blonden Locken gefallen war. Ganz Respekt und kühle Verachtung.

Der entblättern Kranz — das war es! Die Stallmagd hatte vielleicht noch ihr „Kranz!“ Und um das war sie dem „gnädigen Fräulein“ über — selbst in den Augen des Reitknechts!

Mit einem bösen Blick sah sie ihn an und er lächelte.

In der Schankstube des Predal hatten sich unterdes immer mehr Bauern zusammengefunden. Die Strafe, mit der die Herrschaft den alten Jilly belegt, hatte sich im Dorf herumgesprochen, nicht weniger sein Troß. Nun trieben ihm Neugierde und Teilnahme alle zu, die sich während des Gottesdienstes nicht an ihn herannahen konnten und doch schon brannten, den Mann zu sehen, der es zum zweitenmal wagte, den Nacken zu heben, den ein Jahrhundert altes Joch wund und krumm gedrückt. Sie trugen ja alle an der gleichen Last! Und was heute sein Schicksal war, konnte morgen das ihre werden. Kein Zweiter unter ihnen hätte gewagt, was Jüry wagte. Aber daß einer von ihnen wirklich tat, wovon sie bisher nur in heimlichen Empörungen geträumt, die Faust im Nack, den Nacken immer gleich devot gebeugt, die Hand stets bereit für die „zu prästierende Arbeit“ — das machte sie froh und stolz und gab ihnen plötzlich eine Zuversicht, über die sie selbst staunten.

Wenn Jüry auch noch kein Greis war — sah nicht so mancher unter ihnen, der um vieles jünger, um vieles stärker war? Und was hatten sie gewagt während eines ganzen Lebens voll Arbeit und Erniedrigung? Nichts, gar nichts! Wenn es auf sie ankäme, gingen noch ihre Enkelkinder im gleichen Joch! Eine späte Scham loderte in allen Herzen auf. Die bäuerliche Kraft vergaß wenigstens einen Augenblick ihre jüngere Schwester — die bäuerliche Schlaubeit.

Mit einem lauten „Recht host“ schlug jeder, der kam, den Jüry auf die Schulter, bis er sich gegen die allzu reichliche Anerkennung wehrte. Nicht einmal an den „rothaarigen Böhmi“ dachte man in der Freude der ersten Begrüßung. „Host d's olso do 'traut?“ hieß es immer wieder. Und Jüry, der unterdes auch dem Wein fleißig zugesprochen, nickte mit blühenden Augen Bescheid.

„Monna (Leute), paßt's auf, dös wer'n bold Zeit'n!“ blinzte der alte Silmer seinen Kameraden an. Dann entfaltete er ein Blatt und gab es unter dem Tisch weiter. Aber was kümmerte man sich heute in Dorowitz, was die „3'Bean“ taten? Die Dorowitzer hatten jetzt auch ihren Helden! Und wo es den Bauer drückte, konnten die „3'Bean“ ja doch nicht wissen. Selbst helfen mußte man sich!

Das meinte der alte Böllner, und während er diese Meinung von sich gab, wagte er etwas, was bisher noch kein Böllner vor ihm getan hatte — er schlug auf den Tisch und rief ein lautes: „Herrliches Boad dös!“

„Pst!“ zischte der Ortsrichter. Er war ja im Grunde derselben Meinung. Nur — wenn der Predal gerade vorüberging. . . .

„No und wia moant's denn, doß der Graf dös aufnehma wird?“ fragte der alte Silmer.

„Dös is' nit unser Sock!“ lachte ein anderer dazwischen. „Der Jüry sitzt amool do — punktum!“

Und — „Sollst leb'n, Jüry!“ ging es wieder los.

„Bonn mir's so mochten, wie dö in Galizien drent,“ nahm ein besonders Kühner das Wort auf. „Frzt wird's grad a Johr . . . wißt's jo eh' no, wir's zeb'n den Gawliar'n mit-g'spielt hob'n? Verbrennt und derstoch'n und a'schund'n hob'n i's und sich Trummeln g'ponnt aus eahnerer Häut! Kruztiür'n, noamol!“ Die Brutalität seiner bäuerlichen Phantasie schien ihn so mächtig zu überkommen, daß er den Rest seiner heimlichen Wünsche mit einem Fluch im Glas ersäufte.

„No, no,“ wehrte ein Besonnenere ab. „Mir san do ka soliche Ration! Und Christi'n san m'r a!“

„Weg'n den — wos hilst's?“

„Und wos hot die ganze Revolution g'holst'n, zeb'n drent, im Polnischen?“ meinte der Ortsrichter. „Geh't's, geh't's,“ er spuckte aus. „Schaut's enk do dös kaiserliche Patent on!“

„Wos denn für an's?“ fragte Silmer.

Der Ortsrichter rieb sich die Stirne rot. „Frzt woäß i's nit glei. Ober — in der G'moanstub'n hob i enk's jo vor-g'les'n. No und Du host's jo a umadam geb'n mit Dein'm Blatt!“

„Woäß schon, woäß schon,“ nickte Silmer. „Wißt's Monna . . . er moant holt dös Hofkanzleidekret vom 18. Dezember 46.“

„Jo, jo, dös moant 'r!“

„Olso,“ nahm der Ortsrichter wieder das Wort auf. „Und wos hot's uns g'nuht? Dö gonzi Kamafurri, som't'n Dekret? Doß die gnädig'n Herrn mit dem Dekret irbt a soliche Freud' hob'n, daß i' Er. Majestät extra donken woll'n dofür!“

„Wos is' denn hernacher d'ring'stond'n?“ fragte Böllner.

„Schom di, daß d' es nimmer woäß!“

„No — woäß du's leicht?“

Der Ortsvorstand würgte und würgte — aber nein! Er wußte es auch nicht mehr!

„Dr Jüry wird's wiß'n!“ riefen alle plötzlich wie aus einem Munde, doch auch der Held des Tages wußte es nicht. Und schließlich — wozu sollte man sich etwas merken, das doch keinen Nutzen brachte?

„Selber für die Pollaken i's z'schlecht g'weßt,“ ergänzte der Ortsrichter mit Befriedigung.

„Ober wos muß jo do drin g'stond'n sein?“

„Frzt sollt's m'r ein,“ rief Silmer. Und während er die Brillen aufsetzte und die Augen mit einem Ausdruck starres

Aufmerksamkeit in die gegenüberstehende Wand bohrte, hochstabierte er langsam: „Alle untertänigen Arbeitsleistungen können auf dem Wege freiwilliger Uebereinkommen in andere Leistungen umgestaltet oder — abgelöst werden.“

„Steht denn dös auf'n Bredal seiner Kuchlwond?“ fragte der Ortsrichter mit einem erstaunten Blick.

„Nan. Ober g'mirkt hob' i mir's!“
„Wos fest denn hernocher Deine Brüll'n auf?“

Der Gilmer fuhr sich erstaunt an die Augen. „Meiner Seel'... jo, wist's Monna, weil i's holt so g'wohnt bin von dahoam. Und wie mein Student auf Ferien hoamlämma is, hot er a dös Blattl mit'n Hofdekret hoambrocht und auf d' Wond g'nogelt. Beim Weihbrunn is g'hängt, bis heuer, z'Ostern. Nachher hot's die Trauerl mit'm Bemsl obag'wischt, beim Onweihna.“

„Richti,“ rief der Ortsrichter. „Und irbt sollt m'r a dös andre ein, wos din g'stand'n is. Und wos i enk domols bürg'les'n hob in der Gmoanstubn: abgelöst werden durch den Erlag eines Kapitals, durch Grundabtretung oder durch Verzichtleistung auf gegenseitige Verpflichtungen.“

„Dös is do nix Neuch's!“ fiel nun Jüry ein. „Dös — wonn mir so dumm sein wolleten, hätt'n ma schon längt könnal!“

„Zweg'n we hob'n f's denn hernacha no amol druckt?“ fragte Zöllner.

„Zweg'n we?“ Der Ortsrichter kraute sich hinter dem Ohr. „So, richti! Weil 's a der Gmoan a neuchs Recht domit hob'n zuag'stehn woll'n. Weg'n Oblösung der Kollektivschuldigkeiten durchs Kommunalvermögn.“

„Dö Gmoan jan do nit mir,“ lachte Zöllner pfiffig.

„Dös hoacht... mir jan schon die G'moan“ warf Gilmer mit einem Adbofatenblick ein. „Grod nur: Du und i jan's nit!“

„Do soll sich nachher der Teufl drinn auskennal“
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

18]

Je länger er redete und je süßlichere Töne er anschlug, um sie zu rühren, je wütender der Schmerz sie quälte im blutenden Herzen, um so mehr bekam sie sich wieder in die Gewalt. Die Scham redete sich auf in ihr und half, daß sie das Bittern der Finger überwand und nach einer Tätigkeit griff. Ueber die Züge ihres Gesichtes legte sich die eisige Startheit, daß der Geselle, vor dem sie schon einmal in schwachem Augenblick ihre Seele entblößt hatte, nur ja nichts davon merke, wie es in ihr aussah.

„Ich treff 'n heute beim Glück-Schuster,“ redete der Joseph in sie dringend weiter, „der hat 'n derweile aufgenommen, daß er doch a Dach überm Koppe hat. Na gell, ich darf 'm sagen, daß Sie wieder gut sein wollen zu 'nem, daß Sie 'n wieder aufnehmen wollen bei sich, na gell?“

Der Name des Schusters, ihres Todfeindes, dem sie alle Qual zu danken hatte, die sie hatte durchkosten müssen, gab ihr das Letzte der Kraft zurück, die der Schmerz ihr geraubt. Mit einem Schlage stand alle Not ihres Lebens wieder grell vor ihrer Seele und sie wußte, wenn der Lückische wieder mit im Spiel war, wie er immer mit im Spiele gewesen war, verlor sie alles, was sie an Einjah hingeben mußte: die Ruhe der wenigen Tage, die ihr noch beschieden waren, den Sohn, um den sie alles getan, was sie getan, für den sie gelitten, um den sie gerungen, dem zuliebe sie sich abgerackert hatte von früh bis spät, und damit verlor sie, was ihrem Leben Wert und Inhalt gegeben hatte, daß es nicht umsonst verfloßen war aus dem Meer der Ewigkeit, in das es nun bald wieder eintreten sollte.

Der Haß gegen ihren Todfeind stand neu in ihr auf, betäubte den Schmerz, ersticke das Mitleid mit dem Armseligen, der mehr ein Opfer als ein Sünder war, und er gab ihr den rechten Widerstand gegen die weiche Nachgiebigkeit, die der Schmerz in ihr wachgerufen hatte.

Als der Joseph aufs neue in sie drang:

„Na gell, ich darf 'm sagen, daß Sie 'n wieder aufnehmen werden, daß Sie 'm a Pfäpel gönnen wollen bei sich und 'm Paul,“ da redete sie sich steil auf, wie es ihre Art war, wenn sie sich zu höchster Kraftäußerung antreiben wollte, und stieß ihn mit einem schroffen „Rein!“ von sich.

Und noch einmal, daß es ihr und ihm nur ja gewiß sei, schrie sie es fast:

„Nie... nie mehr!“

Als wäre ihr unerwartetes „Rein!“ ein Schlag gewesen, trat der Bursche ein paar Schritte zurück, und im Augenblick verwandelte sich sein demütiges Wesen. Der lagenrumme Rücken streckte sich, das lächelnde Glimmern seiner Augen, das er unter der freundlichen Maske nur halb hatte verbergen können, sälug in sprühender Wutflamme auf, seine Stimme belam schuldrohenden Klang:

„'s letzte Mal tu ich Sie fragen: Wollen Sie Ihren Rann wieder aufnehmen oder nich, hä?“

Die Adern an seinen Schläfen waren zu blauen Strängen geworden, und aus den Augen, die wie brennende Kohlen in dem verzerrten Gesicht standen, glühte sie der Blick des Schusters an. Da wußte sie, daß auch dieser Mensch unter seiner Gewalt geraten und nichts weiter war, als das willenlose Werkzeug ihres Feindes. Sie wandte ihm voll ihr hartes Gesicht zu und maß ihn lange mit kaltem, ruhigem Blick:

„Wenn der Glück-Schuster und Ihr es verlangt, dann schon gar nicht!“

Ganz nahe trat er an sie heran und ziuchte ihr ins Ohr:

„Wir werden Dich schon zwingen, Du Saton, Du!“

„Gelt, nu sein wir fertig mit'nander,“ fragte sie mit eisiger Verachtung im Ton. „Dort ist die Tür!“

„Wir werden Dich schon zwingen! Recht muß Recht bleiben!“

Sie wies noch immer nach der Tür:

„A bissel schnell, gelt!“

Ihr Blick zwang ihn; mit einer Geste der Wut drückte er sich, ohne noch ein Wort zu sagen, zur Tür hinaus, wie ein Raubtier, das beim Anseh zum Sprunge vom Bisd seines Herrn gebändig wurde.

Als die Tür hinter dem Burschen zuschlug, war ihre Kraft zu Ende. Ein jäher Schmerz in der Magenrube, wie er seit Jahren schon nach Aerger und Aufregung sie immer übersiel, ließ sie plötzlich auf dem Stuhl am Küchentisch zusammenbrechen. Weit nach vorn überbeugt, sich krümmend und windend, stöhnte sie unter den fast auf den Mund gepreßten Fäusten laut herbor. Zimmer häufiger quälte sie ein galkebitteres Aufstoßen, bis trampartiges Erbrechen sie minutenlang würgte, daß die Tränen ihr stromweis über die Wangen rollten.

Als der Anfall vorüber war, hockte sie, den Kopf aufgestützt, in völliger Erschöpfung wieder auf ihrem Stuhle. Die fahle Farbe ihres Gesichtes, die vor Ermattung geschlossenen Augen gaben ihr das Aussehen einer Toten. Nicht einmal der brenzlige Duft, der von der Brautpfanne auf dem Herde zu ihr herüberdrang, vermochte sie aufzujagen. Wohl versuchte sie, sich zu erheben, um die Pfanne vom Feuer zu ziehen, kraftlos sank sie aber wieder auf ihren Stuhl zurück.

Da kam der Paul in die Küche.

„Was nur der Joseph wieder hat,“ schalt er, ohne nach der Mutter hinzusehen, ärgerlich, „der haut ja in der Werkstatt das Zeug durcheinander, als wenn er...“

Erschrocken brach er ab; er hatte die Kranke erblickt.

„Jes, Mutter,“ schrie er auf, „was hat's denn, was is Dir denn!“

Frau Rother hatte es bisher trefflich verstanden, ihren Sohn so wenig wie möglich von den Anfällen merken zu lassen, die nun schon seit Jahren sie heimsuchten. Wie ihre Scham sie zwang, alle seelischen Qualen zu tieft im Herzen zu verbergen, so wollte sie auch niemand um ihre körperlichen Leiden wissen lassen.

Schwach wehrte sie mit der Hand:

„'s geht... schon wieder!... Mein Magenkrampf... halt... weiste!“

So hatte er die Mutter noch nie gesehen, in zitternder Sorge, Tränen im Auge, beugte er sich über sie.

„Eoll ich Dir was machen, hä?“

„Nimm... nimm a Braten... vom... Feuer,“ hauchte sie kraftlos. „Gieh... Wasser dran... heißes... aus 'm Teekessel... sink!“

Hastig, mehr vom Schreck als von der Hausfrauensorge der Mutter getrieben, tat er mit zitternden Händen, was sie ihm hieß.

„Noch mehr Wasser... reichlich!“

Sie vergaß ganz die Schmerzen, die sie quälten, in der Sorge um den verdorbenen Sonntagbraten.

„Die Klösel müßten auch gekocht werden,“ sagte sie, „'s is ja gleich zwölfe! Wann sollt Ihr denn zum Essen kommen! Jeses, jeses, nee, nee... und ich lann nich!“

Der Paul besorgte das Kochen nach ihren Anordnungen, und das ging so vortrefflich und schnell, daß nur wenig später, als sie es sonst gewöhnt waren, das Mittagessen auf dem Tisch stand.

Dann erst legte die Kranke sich zu Bett.

„Paul, gelt, Du vergißt nich, Deine Stiefel zum Neumann-Schuster zu tragen,“ mahate sie noch auf der Schwelle zur Kammertür.

„Die Sohlen sein ganz kaput, Du hast sonst nicht zum Anziehen uff die Wochentage. Sag 'm, daß er sich a bissel federn tut, hörste? Den ahlen Knader muß man immer a bissel treiben, süste kriegt man nicht wieder!“

„Leg Dich od, Mutter, gelt?“ trieb der Sohn. „Ich wer's schon besorgen!“

Der Joseph hatte dem Anschein nach seine Wut bis zum Mittagessen bereits vergessen oder doch wenigstens in sich überwunden; er lachte, schwathte von dem und jenem und tat, als wenn nichts gewesen wäre. Und da der Paul, dem die Sorge um die Mutter noch in Kopf und Gliedern steckte, auch nicht mehr daran dachte, schien alles wieder glatt und gut.

Nach dem Essen räumte der Paul den Tisch ab, stellte in der Küche das Abwaschgeschirre zusammen, sah noch einmal nach der Mutter und nahm dann die Stiefel unter den Arm.

„Ich kumme mitte,“ meinte der Joseph, der, die Fleischreste aus den Zähnen stoehend, am Fenster saß.

„Ich muß auch noch zur Schmidt-Karlne, daß sie kommt aufwaschen und bei der Mutter bleib!“

Der Neumann-Schuster im Niederdorje war betreift. In

seinem Schwiegerjohn nach Breslau, erzählte die alte Geifferten, die dem Witwer die Wirtschaft führte; ein kleiner Enkel war angekommen und da sei er zur Taufe. In acht Tagen wollte er wiederkommen, aber sie wisse das schon von früher her: wenn der erst unten sei, da kam er nicht sogleich wieder fort.

„Jeses,“ krazte der Paul sich hinter den Ohren, „nu renn ich mit den Stiefeln erst nach Sackrau zum Bratle Julius! Da hab ich nu schunt die allergrözte Lust derzume!“

„Geh doch amal zum Glüd-Schuster damit,“ riet der Joseph, als sie draußen vor dem Schusterhäusel standen.

„Die Mutter tät mich schön stauchen!“
Der Joseph achtete auf diesen Einwand gar nicht:
„Der würd sie Dir schunt machen,“ meinte er. „Da a Wort brauchst ich bloß zu sagen, da hästst se schon morgen zu Mittag!“

„Ihr seid wohl gut bekannt zusammen?“
„s is a lustiger Kerl, der Glüd-Schuster. Geschickla weiß Dir der, Du täst Dich befehlen über den!“

„Wenn ich od wühte, ob's der Mutter recht wär?“
„Nu warum soll's ihr denn nich recht sein, wenn Du Deine Stiefeln bald kriegst?“

„Asu lange, wie der Vater nicht mehr is, hat der keine Arbeit von uns nich mehr gekriegt!“
„Nu, warum denn nich, hä?“

Der Meisterjohn zuckte mit den Achseln.
„Weiß ich? Sie mag a nu amal nich, a Glüd-Schuster!“
„Hat sie sich amal gezankt mit 'm?“

„Wie der Vater noch lebte, kam er die eine Zeit viel zu uns. Ich weiß noch gut, da hat a zu Zeiten gar bei uns gearbeit' in der Wohnstube. Ich hab' da immer bei 'm gefiedt. Der Mutter hat er wull nich recht gepaßt, vielleicht, weil die Stube immer in Unordnung war, Du weicht ja, wie sie is dadrinn!“

„Nu, wenn sie weiter keine But haben aufeinander!“
„Weiter weiß ich nisch.“

„Gute Arbeit macht er,“ lobte der Joseph den Freund. „Sieh amal, hier, die Stiefeln, die sein von ihm. Der nimmt wenigstens noch Keraleber. Die Sohlen von dem sein wie a Brett! Auf denen lauf ich gut a Jahr, wenn nich länger!“

Unschlüssig schob der Paul die Mütze nach hinten und drückte sie am Hinterkopf fest.
„Nu freilich, freilich,“ meinte er, „gute Arbeit, das is 's Haupt!“

„Vielleicht war die Mutter amal nich mit 'm zufrieden, das kann doch amal vorkommen! Ymine ja, wenn wir amal nich Lust haben, da fällt ein Stüde ooch nich asu aus wis' andere!“

Das mußte der Paul einsehen, und er meinte jetzt auch, daß dies wohl der Grund sein könnte. Er kannte ja seine Mutter! Wenn die einmal mit einem Kaufmann oder Handwerker nicht ganz zufrieden war, sprang sie ab. Sie war so!

Von dem Kampf zwischen den beiden, der offen nie vor ihm zutage getreten war, hatte er in seiner Kindheit nichts gemerkt, und als der Onkel Glüd, der immer so lustig war und so viel mit ihm sich abgab, nicht mehr wiederkam, hatte er ihn schnell vergessen.

Jetzt aber trat die Gestalt des Verzäffel-Schusters, so wie er sie damals gesehen, wieder lebhaft in die Erinnerung, und er freute sich, ihm wieder zu begegnen.

So ließ er sich gerne von dem Gesellen berechen und trug die Stiefel zu dem Glüd-Schuster.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Sinn des Lebens.

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“ Dieser Satz Margens aus dem Frühjahr 1845 ist das Alpha und Omega des philosophischen Glaubensbekenntnisses des modernen Proletariats. Der Sinn dieses Lebens besteht für den Proletarier darin, mit allen seinen Kräften an der Hebung der Lage seiner Klasse zu arbeiten und die Welt soweit zu begreifen, als es für dieses Ziel notwendig erscheint. Natürlich ist im Proletariat nicht die uralte Rätselfrage nach dem Woher? und Wohin? des Lebens vergessen. Aber der Proletarier braucht sich nicht in eine besondere mystisch-metaphysische Stimmung einzufühlen, nicht seine Augen träumen zu schließen, noch phantastische Ehrfurcht vor seinen eigenen Fragen zu bezugen, wenn er über den Zweck dieses Daseins sinn. Gerade in den Minuten seines Alltagslebens fühlt er sich als Welle des Stroms, der dem Zukunftsmeere zueilt. Die Rätsel der Welt lösen sich ihm nicht im weltfremden Schauen, sondern im harten Kampf als Glied seiner Klasse, die die Widerprüfe, die Schlingen und Peile des Schicksals beseltigen wil. Am Anfang war die Tat, ist das lausliche Bekenntnis des Proletariats. Wo sich ihm Fragen bieten, da sucht es sie durch Tätigkeit zu beantworten, von der die Erkenntnis nur einen, allerdings wichtigen, Teil bildet. Das Proletariat begnügt sich nicht mit Spekulationen, sondern es handelt, um an den Felächten zu erkennen, ob es tief geforcht, richtig gefunden und schön gefaltet habe. In den Dienst des Befreiungskampfes tritt sein ganzes Denken. Begriffe, Urteile, Schlüsse, der große

Apparat logischer Erkenntnis, ist für ihn so weit wertvoll, als er sich zweckmäßig erweist. „In der Praxis muß der Mensch die Wahrheit, d. h. die Wirklichkeit und Macht, die Diebsseitigkeit seines Denkens beweisen“ (Marx). Die Fülle und Schwierigkeit seiner Aufgaben, das Bewußtsein, daß sein Klassenkampf die notwendige Entwicklungsstufe für die nicht weniger notwendige Aufhebung von Klassenherrschaft darstellt, der Pulsschlag neuen gemeinsamen Lebens in und mit der Klasse, erziehen dem Proletarier reichlich die heute verblakten einst so farbenprächtigen und so geistprühenden Ideologien des Bürgertums.

In echt philosophischer Selbstbeschränkung weiß er jedoch, daß seine Ideologien Produkte seiner Klassenlage sind, daß andere Klassen andere Gedankengebäude errichten mußten. Wo er rückwärts in die Geschichte schaut, trifft er immer wieder auf Klassenkämpfe. Und ein Begriff ist ihm dadurch gründlich fremd geworden: „der“ Mensch. Er kennt Klassen, kennt auch Völker und Staaten, die ganz nach den jeweiligen Bedingungen entstanden, sich formten, verschwanden. Aber der ungeheure wechselförmige Prozeß dieser Gruppen, die oft untereinander nicht in die geringste Berührung treten, erschließt ihm nur „die“ Menschheit. Er weiß, daß Völker aufwachsen und starben, ohne eine Spur von Wirkung auf mitlebende und nachfolgende Geschlechter zu hinterlassen. Gehören sie nicht zur Menschheit, weil sie sich nicht in die schematische Ordnung eines angeblichen Menschheitsfortschritts einfügen lassen? Schon von diesem Gesichtspunkte aus erscheint es gefährlich, Richtlinien für die Entwicklung „der“ Menschheit aufzuzeichnen. Was wir heute wirklich zu skizzieren vermögen, sind Entwicklungstendenzen der verschiedenen historischen Klassen. Vom Sinn des proletarischen Lebens können wir wohl sprechen, mit den Augen des Proletariats die Vergangenheit überschauen und die Zukunft deuten. Der Sinn der uns feindlichen Klassen ist aber der, vom Proletariat überwinden zu werden.

Vom Sinn des menschlichen Lebens überhaupt, ohne Unterschied der Klassen, wissen dagegen Proletarier nichts. Auch ein rein wissenschaftlich-menschlicher Standpunkt, der von der augenblicklichen eigenen Klassenlage abhänge, ist dem Proletariat fremd.

Mit kritischen Augen muß daher das Proletariat an ein neues Werk herantreten, das sich „Entwicklungsstufen der Menschheit“ betitelt. Der zweite Band: „Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts“ ist bereits 1908 erschienen. Jetzt liegt der erste Band „Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft. Grundlinien einer Volksphilosophie“ von Dr. F. Müller-Lyer (München 1910, geb. 5 M.) vor. In einem ersten Abschnitt wird nachgewiesen, daß die Natur „auf unsere menschlichen Fragen: Was sollen wir glauben? Was sollen wir tun? Was ist der Sinn unseres Lebens? stumm bleibt.“ Der zweite Abschnitt entküllt den Sinn in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Die Entstehung der Moral, die Menschwerdung als Prinzip des Zusammenwirkens, der Ursprung der Kultur in Differenzierung der Sprache, des Werkzeugs und der Arbeit, die wachsende Naturbeherrschung und schließlich die selbstbewußte Regelung der sozialen Verhältnisse sind Marksteine dieser Entwicklung. Die bewußte Kulturbeherrschung, der letztgenannte Fortschritt, verlangt aber die Erkenntnis der Gesetze des Kulturverlaufs als notwendige Voraussetzung (dritter Abschnitt). Die idealistischen Geschichtsphilosophen, die Anhänger Nietzsche und schließlich alle diejenigen, die in irgendeiner Form naturwissenschaftliche, insbesondere biologische Begriffe, Probleme, Methoden und Verhältnisse auf das soziale Gebiet übertragen, kommen zu keiner klaren soziologischen Erkenntnis. (Diese Abschnitte gehören zu den besten des Werkes.) Nur die selbständige Sozialwissenschaft vermag die Eigengesetzlichkeit sozialen Geschehens zu begreifen. Sie weist den Weg von den soziologischen Tatsachen zu den Phasen der Kultur; sie gibt die Richtungslinien des Fortschritts an und entküllt die Gesetzmäßigkeiten der Kulturentwicklung, deren Einsicht die Kulturbeherrschung möglich macht. Im vierten und fünften Abschnitt werden Zukunftsbilder einer „Vollkultur“ und des „neuen Menschen“ entworfen. Eine neue Philosophie der Lebenswerte wird als Schlusstein des Werkes eingefügt.

Es ist nicht leicht, über das Buch ein zusammenfassendes Urteil zu fällen.

Da der Verfasser stätklich auf dem realen Boden zu bleiben versucht und in energischer Weise gegen die rein spekulative und die nicht minder gefährliche naturwissenschaftliche Verwirrung auf sozialem Gebiet Front macht, da er weiter die ökonomischen Daten in ausgebeuteter Maße als kausalen Faktor für seine Deutungen heranzieht, unterscheidet sich sein Werk ganz wesentlich und nur vor teilhaft von den Soziologien und Philosophien, die uns sonst besichert werden. Diese Annäherung an sozialistische Gedankengänge fordert aber wiederum zur schärfsten Kritik mit streng marxistisch-sozialistischen Maßstäben heraus. Und da zeigen sich sowohl in der Grundaussagung als auch in der Schilderung von Einzel-tatsachen so wesentliche Mängel, daß man kaum eine Seite ohne Widerspruch genießen könnte.

Der Begriff „der“ Menschheit, mit dem als einer realen Größe operiert wird, führt Müller dazu, eine gradlinig fortlaufende Entwicklung anzunehmen. Die Geschichte weiß von solch einer Geraden nichts. Müller wird aber durch ihre Annahme gezwungen, eine zeitlich folgende Stufe immer als Fortschritt der vergangenen zu nehmen. So tritt die allein mögliche rein kausale Begründung des historischen Geschehens zurück und macht idealistischen Zweckgedanken Platz. Und wo steht der gradlinige Fortschritt bei einer Klasse von

getrennten Völkern und Rassen, die zu gleicher Zeit "ganz" verschiedene Kulturzustände präsentieren? Das Auffuchen des Fortschritts bringt weiter bei Müller ganz unberechtigte Werturteile zustande. So sieht er wiederholt die längst abgetane Wortstellung des Mittelalters als eines dunklen Interregnums zur Stütze für seine Fortschrittstheorie auf. Wenn's durchaus schon in Deutschland in jenen Jahrhunderten ganz finster zugegangen sein soll — was, wie er wähnt, ein vollkommener Irrtum ist —, will Müller auch die gewaltige Entwicklung Italiens, Englands, Frankreichs, Spaniens und Portugals im Mittelalter als unwesentlich ausscheiden?

Auch die treibenden Kräfte sozialer Bewegungen werden einseitig gesehen. Dekonomische Fortschritte (Werkzeugverfeinerung, Produktionsvereinfachung u. a.) läßt Müller als direkte Ursachen gelten; daß sie aber auch die Köpfe revolutionieren und Gegenstände schaffen, die zum Austrag gebracht werden, tritt als kausaler Faktor zurück. Müller vermeidet es geradezu ängstlich, von Massengegenständen zu reden. Ist ihm doch alles Menschheitsentwicklung. Ja mehr, Klasseninteressen scheinen ihm gefährlich. „Jeder Partei schwebt ein anderes Ideal vor, weil sie durch ihr Privat- und Klasseninteresse geblendet ist. . . Auf alles, was Klasseninteresse, was Partei heißt, muß die Soziologie mit graniterner Apathie (Gleichgültigkeit) hinabsehen. Andersfalls ist sie keine Wissenschaft“. Vor Revolutionen hat der Verfasser einen Horror. Selbst wenn man mit Revolution nur die gewalttätige Umstürzung sozialer Verhältnisse (wir Sozialisten verstehen darunter überhaupt jede grundlegende gesellschaftliche Umwandlung) bezeichnet, müßte sie Müller dennoch als unter Umständen notwendige Folge gewisser sozialer Verkettungen auch für einen Fortschritt ansehen. Nach Müller geht es aber bereits heute so friedlich auf Erden zu, daß eine Umwälzung statt bloßer Wandlung für die Zukunft nicht in Frage kommt. Nur die Vergangenheit kannte Grausamkeiten und Verbrechen. Der Kriegszustand ist bereits in den Arbeitsstaat übergegangen: „in dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, wird auf der ganzen Erde kein Krieg geführt“. An Kolonialmeheleien, die ja nie fehlen, scheint er dabei nicht gedacht zu haben. Und heute, in den Zeiten des Marokkorummels, würde er seine Worte vorsichtiger gefaßt haben. Das Phantom von der stetigen Vesserung in Besitzung und Friedensliebe zerstört auch Genosse C. K. stein treffend in seiner Besprechung des Müllerschen Buches („Neue Zeit“ Nr. 39, 1911): „Der Kapitalist schlägt den Gegner nicht mehr mit Schwert und Schild aus dem Felde, sondern mit der billigeren Offerte. Es fließt kein Tropfen Blut, und das Stöhnen der zahlreichen Opfer dieser Kämpfe dringt nicht mehr an das Ohr des Siegers. Der Gläubiger, der seinen Schuldner auspfänden läßt, der Grubenherr, der Jochen stilllegt und die Belegkassen dem Hunger preisgibt, der Verbandsvorsitzende, der die Aussperrung von Hunderttausenden verfügt, sie behalten reine Hände, sie vergießen kein Blut, sie haben gar nicht das Gefühl, hart oder grausam zu sein.“

Immerhin gibt Müller trotz seines idealistischen Standpunktes mannigfache Anregungen, so daß die Lektüre seines Buches zu empfehlen ist. E. L.

83. Versammlung deutscher Naturforscher und Herzte.

Karlsruhe, den 26. September 1911.

Die medizinische Hauptgruppe hielt heute vormittag eine Gesamtsitzung aller Abteilungen ab, in der die

Basedowsche Krankheit

den Gegenstand der Verhandlungen bildete.

Professor Starck-Karlsruhe betonte die besondere Häufigkeit dieser Krankheit in Baden, womit es jedenfalls zusammenhängt, daß in Karlsruhe jedes zweite bis dritte Mädchen oder Frau und jeder fünfte Mann einen Kropf hat. Eingehend schilderte er die mannigfachen Formen, unter denen die Krankheit auftritt, gegen die er als erfolgversprechend eine körperliche und seelische Ruhekur, wovomöglich in 600 bis 800 Meter Höhe empfiehlt.

Professor Simonds-Hamburg ging auf die vielfachen pathologischen Veränderungen ein, die die Krankheit hervorruft, und kommt zu dem Schluß, daß sie keine einheitliche Krankheit darstellt, sondern nur einen Symptomenkomplex, hervorgerufen durch Funktionsstörungen der Schilddrüse.

Professor Gottlieb-Heidelberg berichtete über Versuche, die es wahrscheinlich machen, daß bei der Basedowschen Krankheit Substanzen von charakteristischer Wirkung aus der Schilddrüse in das Blut übertreten, Substanzen, die im normalen Blut nicht oder nicht in solcher Menge nachweisbar sind. Die physiologische Wirkung dieser Stoffe und eventueller Gegengifte ist vor allem zu studieren.

Professor Behn-Frankfurt endlich behandelte die Frage vom chirurgischen Standpunkt.

Aus der Fülle der an beiden Nachmittagen in den Abteilungen gehaltenen Vorträge wollen wir, da sie sehr häufig nur ein fachwissenschaftliches Interesse beanspruchen, nur wenige hervorheben.

In der Abteilung für gerichtliche Medizin sprach der Medizinalrat Leppmann-Berlin über:

Die ärztliche Sachverständigentätigkeit nach der Reichsversicherungsordnung.

Im überaus sorgfamer Weise waren sämtliche Paragraphen des Gesetzes, die hierauf Bezug haben, aus den fast 2000 herausgesucht, und die neuen Bestimmungen wurden mit den jetzt geltenden verglichen, wobei sich manche Unklarheit ergab — eine Folge der hastigen Durchberatung des umfangreichen Gesetzes. Durch die Erhöhung des versicherungspflichtigen Einkommens und durch die Einbeziehung neuer weiterer Erwerbsgruppen in die Versicherung und vor allem durch die Einführung der Hinterbliebenenversicherung wird die ärztliche Sachverständigentätigkeit ganz bedeutend erweitert. Schon aus diesem Grunde müssen die Ärzte den größten Wert darauf legen, daß ihre Beziehungen zu den Krankenkassen geregelt werden. Es soll das nach dem Gesetz auf Grund eines schriftlichen Vertrages geschehen. Aber der Gesetzgeber hat selbst eingesehen, daß das nicht überall durchführbar ist, und den Rassen, die mit dem Arzt zu keinem Vertrage kommen, das Recht gegeben, dem Versicherten einen gewissen Geldbetrag statt ärztlicher Hilfe zu gewähren, damit er selbst für Behandlung und Heilung sorgen kann. Das klingt sehr schön, aber wer soll nun entscheiden, ob der Kranke noch erwerbsfähig ist oder nicht? In seiner Ratlosigkeit gegenüber dieser Schwierigkeit hat der Gesetzgeber die ganze Geschichte auf einen dritten abgehoben, nämlich den Oberversicherungsämtern das Recht gegeben, zu bestimmen, wie auch auf andere Weise als durch ärztliche Bescheinigung die Erwerbsunfähigkeit bezw. Erwerbsfähigkeit festzustellen ist. Bei ganz extremen Fällen, wie schweren Knochenbrüchen, kann das gewiß leicht geschehen, aber bei allen äußerlich nicht leicht erkennbaren Krankheiten ist es ganz unmöglich, da geht eben die ärztliche Bescheinigung nicht auszuhalten. — Der Redner wandte sich dann zu dem Eindruck, den der sozial arbeitende Arzt von der Reichsversicherungsordnung bekommt. Durch die Erhöhung des versicherungspflichtigen Einkommens, durch die Ausdehnung der Versicherung auf neue große Erwerbszweige, Landarbeiter, Bühnengehörige, Diensthöten u. a. und durch die Einführung der Hinterbliebenenversicherung bedeutet das Gesetz zweifellos einen sozialen Fortschritt; aber es bringt auch einen schwerfällig arbeitenden vergrößerten bürokratischen Apparat. Wann soll ein Verfahren denn einmal ein Ende nehmen, wenn immer noch eine andere Instanz angerufen werden kann und wenn in jeder Instanz neue Sachverständige gehört werden können? Das sind Hemmungen und Erschwerungen, die den Wert der erhöhten Rechtsgarantien für den Versicherten reichlich wieder aufheben.

In der ausgedehnten Diskussion betonte Professor Hennhoff-Berlin in scharfer Weise, wie mit der Schaffung der Hinterbliebenenversicherung den Ärzten eine ganz neue Sachverständigentätigkeit zugewiesen ist, ohne daß der Gesetzgeber auch nur im geringsten geprüft hat, inwieweit denn die Ärztschaft befähigt ist, die Aufgabe zu lösen. Schon bei der Invalidenversicherung ist es in vielen Fällen überaus schwer zu beurteilen, ob jemand noch ein wenig über oder schon unter ein Drittel erwerbsfähig ist. Aber dort handelt es sich stets um Personen, die bisher im Erwerbsleben gestanden haben und bei denen man nicht nur die Ergebnisse der körperlichen Untersuchung, sondern auch die Erfahrungen über ihre bisherigen Erwerbsleistungen besitzt. Bei der Hinterbliebenenversicherung soll nun ja auch nur die Witwe Rente bekommen, die in gleichem Sinne wie bei der Invalidenversicherung erwerbsunfähig ist, und entscheiden soll darüber der Arzt. Es handelt sich hier aber vielfach um Personen, die, solange der Ernährer der Familie lebte, nicht erwerbstätig waren, sondern lediglich ihre Hausfrauen- und Mutterpflichten zu erfüllen brauchten, und bei denen nun plötzlich der Arzt entscheiden soll, ob ein Drittel Erwerbsfähigkeit vorhanden ist oder nicht. Anstatt — wenn man nicht alle Witwen unterstützen will — die Frage der Bedürftigkeit im Verwaltungswege zu prüfen, entgeht man diesem Odium und wälzt dem Arzt eine Aufgabe zu, die ihrer Natur nach für ihn gar nicht lösbar ist.

Professor Ziemke-Kiel gab dem lebhaften Bedauern Ausdruck, daß die Hinterbliebenenversicherung ein solcher Torso geworden ist, der die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllen kann. Sehr bedauerte er auch, daß bei der Invalidenversicherung die Altersgrenze nicht von 70 auf 65 Jahre herabgesetzt ist. „Wer wird denn überhaupt noch 70 Jahre?“ rief er aus. Bei einem Manne über 65 Jahre sind eben stets Alterserscheinungen vorhanden, so daß von einer richtigen Erwerbsfähigkeit keine Rede sein kann, und doch soll der Arzt im speziellen Fall stets die Erwerbsfähigkeit im Vergleich zu der des normalen Gleichaltrigen einschätzen.

Professor Puppe-Königsberg macht auf den Vorzug der Reichsversicherungsordnung aufmerksam, daß der Ortspolizeibehörde das Recht gegeben ist, bei Unfällen sofort einen Arzt zur Begutachtung und Feststellung des Tatbestandes zuziehen zu können. Bis jetzt konnten die Ärzte den Zustand des Verletzten mit dem früheren Zustand nur auf Grund der Akten vergleichen, da der ursprüngliche Zustand nicht ärztlich festgestellt war. Hoffentlich machen die Ortspolizeibehörden von dem ihnen zugewiesenen Recht weitgehenden Gebrauch. B. B.